Was die Nacht verbarg.

Roman von E. P. Oppenheim.

(18. Fortsetzung.)

Nun hielt es Hollfelder für rathsam, der Gräfin von seiner Unterredung mit der Choristin Mittheilung zu machen. Er legte ihr die Frage vor, ob sie vielleicht im Laufe der Zeit irgend eine Beobachtung gemacht habe, die die Vermuthung rechtfertigen könne, Martens sei verheirathet gewesen.

Kopfschüttelnd entgegnete sie: „Wie sollte ich dazu gekommen sein?—Ich habe ja doch mit Martens niemals in einem Verkehr gestanden, der mir einen Einblick in seine Privatverhältnisse gewährt hätte. Aber ich meine auch, wir müßten der Aussage dieser Theaterdame große Bedeutung beilegen. Frauen sind in dieser Hinsicht sehr scharfsehnd, und es sollte mich nicht sonderlich in Erstaunen setzen, wenn durch seine Verheirathung auch das Räthsel seines Mordes gelöst würde. Und dann — die Briefe sind spurlos verschwunden. Wenn sich Martens nun darauf gefaßt gemacht hätte, daß man versuchen könne, sie ihm auf gewaltsame Weise zu nehmen, und wenn er sein kostbares Besitzthum seiner Frau in Verwahrung gegeben hätte, von der ja doch niemand etwas wußte?"

„Auch ich habe diese Möglichkeit schon in Betracht gezogen. Aber es spricht doch auch sehr vieles dagegen. Martens ging mit der Absicht um, die Briefe an den Beauftragten des Prinzen Naprarin zu verkaufen; dazu aber mußte er sie doch bei der Hand haben, um sie dem Rechtsanwalt Berger vorzulegen. Außerdem ist es nicht recht wahrscheinlich, daß er ein Besitzthum aus den Händen gegeben haben sollte, das er so leicht am eigenen Leibe verwahren konnte. Jedenfalls ist es müßig, sich den Kopf darüber zu zerbrechen, ehe sich unsere Vermuthung, daß er verheirathet gewesen ist, überhaupt bestätigt hat. Wir müssen jetzt vor allem mit diesem Dombrowski fertig zu werden suchen. Ich werde mich deshalb von Ihnen beurlauben müssen, gnädigste Gräfin, denn ich darf keine Zeit verlieren, den gefährlichen Menschen aufzusuchen."

Er hatte sich erhoben, und die Komtesse reichte ihm die Hand. „Gehen Sie mit Gott!" sagte sie herzlich. „Sie werden mich doch sogleich von dem Ergebniß Ihrer Unterredung mit Dombrowski benachrichtigen?"

„Ich werde mir gestatten, Ihnen das Ergebniß durch Rohrpost mitzutheilen, und ich werde mir unter allen Umständen die Freiheit nehmen, morgen Vormittag mündlichen Bericht zu erstatten, da ich im Verlauf des heutigen Tages schwerlich dazu kommen dürfte, Ihnen noch einmal meine Aufwartung zu machen."

22. Kapitel.

Heinz war in dem Club gegangen, um die ihm unbekannte Adresse Dombrowski's zu erfragen, und er hatte vom Speisezimmer aus den Oberstlieutenant auf seinem gewohnten Platz im Rauchsalon sitzen sehen. Aber er hatte es nicht über sich gewonnen, ihn zu begrüßen.

Gewiß waren die Dinge, die er inzwischen erfahren hatte, nicht im mindesten danach angethan, seine Hochachtung und Verehrung für den trefflichen Mann zu verringern, aber er fühlte, daß er schon um der Geheimnisse willen, die er jetzt vor ihm zu hüten hatte, die frühere Unbefangenheit des Verkehrs nicht mehr würde aufbringen können, und er wünschte darum die erste Wiederbegegnung so weit als möglich hinauszuschieben.

Sobald er von dem Diener die Adresse Dombrowskis erfahren hatte, machte er sich auf den Weg, den Polen aufzusuchen, denn zunächst erschien es ihm als die allerwichtigste Aufgabe, die Komtesse Hermine aus ihrer quälenden Sorge und Ungewißheit zu befreien.

Konnte schon die Straße, in der sich Dombrowske einquartirt hatte, keineswegs unter die vornehmeren gezählt werden, so fühlte sich Heinz vollends überrascht von der Armseligkeit des Hauses, das die ihm im Club angegebene Nummer trug, und er war sehr geneigt, an einen Irrthum des Dieners zu glauben, bis er an einer der drei Thüren des obersten Stockwerks wirklich eine Visitenkarte mit dem Namen des Polen entdeckte. Jetzt verstand er allerdings, warum Dombrowski noch niemals einen seiner Bekannten aus dem Club eingeladen hatte, ihn zu besuchen.

Da irgend eine Möglichkeit zu formeller Anmeldung offenbar nicht vorhanden war, klopfte Heinz an die durch die Karte bezeichnete Thür, und das Geräusch eines zurückgeschobenen Riegels verkündete ihm die Anwesenheit des Gesuchten.

Eine Sekunde später tauchte das blasse, gelbliche Gesicht des Polen in dem Spalt der Thür auf, aber in den undurchdringlichen Zügen offenbarte sich nichts von irgend welcher Ueberraschung bei dem Anblick des sicherlich doch unerwarteten Besuchers.

„Guten Tag, Herr Hollfelder! Es ist ein glücklicher Zufall, daß Sie mich um diese Zeit zu Hause finden. — Wollen Sie gefälligst näher treten!"

Das war alles, was er auf den Gruß des Ankömmlings zu erwidern hatte, und so wenig das Erscheinen des Mannes, der in ihm doch nur noch einen Feind sehen konnte, ihn in Erstaunen zu setzen schien, so wenig Verlegenheit bereitete ihm unverkennbar die Bescheidenheit der Umgebung, in der er sich von dem eleganten jungen Schriftsteller antreffen lassen mußte.

Man konnte kaum einfacher und anspruchsloser wohnen. Wären nicht die hohen, dicht gefüllten Bücherregale gewesen, die zwei Wände des schmalen Zimmerchens vollständig bedeckten, so würde man sich in der Behausung eines armen Studenten geglaubt haben. Daß ein Mann, der für die Schützlinge des Oberstlieutenants oder für die in Noth gerathenen Mitglieder des Clubs jederzeit eine offene Hand hatte, für seine eigene Person so ganz auf jede häusliche Bequemlichkeit Verzicht leisten könne, würde gewiß niemand von seinen Bekannten für möglich gehalten haben.

Aber Dombrowski selbst hatte dafür offenbar kein Empfinden. Er deutete mit artiger Handbewegung auf den einen der beiden vorhandenen wackeligen Rohrstühle, während er selbst sich in einer anscheinend schon zur Gewohnheit gewordenen Pose an das Büchergestell lehnte, die verschleierten Augen kalt und ruhig auf das Gesicht des anderen gerichtet.

„Ich erfuhr von meiner Wirthin, daß Sie mir während meiner Abwesenheit Ihren Besuch zugedacht hatten, Herr Doktor", eröffnete Heinz das Gespräch.

Der Pole stimmte mit leichtem Kopfnicken zu. „In der That — ich nahm mir die Freiheit, bei Ihnen vorzusprechen. Daß Sie sich aber daraufhin gleich nach Ihrer Rückkehr in eigener Person zu mir bemühen würden, ist mehr Liebenswürdigkeit, als ich erwartet hätte. Ich bedaure umsomehr, Ihnen diese Unbequemlichkeit verursacht zu haben, als sich der Zweck meines Besuches inzwischen erledigt hat."

„Sie haben also jetzt nicht mehr die Absicht, mich über diesen Zweck zu unterrichten?"

„Ich glaube nicht, daß eine Nothwendigkeit dafür vorliegt. Hätte ich gewußt, daß Sie überhaupt und sogar schon so bald zurückkehren würden, so würde ich es ja vielleicht vorgezogen haben, die Angelegenheit, die mich zu Ihnen geführt, mit Ihnen zu verhandeln. Da ich aber nicht auf eine sehr ungewisse Aussicht hin warten konnte, mußte ich mich wohl entschließen, damit an eine andere Stelle zu gehen."

„Nämlich zur Gräfin Waldendorff — nicht wahr?"

Dombrowski zeigte sich nicht im mindesten befremdet. „Ganz recht", bestätigte er ruhig."

„Diese Dame aber wünscht in keinerlei Verhandlung mit Ihnen einzutreten. Sie hat mir Ihren Brief zu lesen gegeben und hat mich bevollmächtigt, Ihre Mittheilungen entgegen zu nehmen."

„Und wenn ich Sie als Unterhändler ablehnen würde?"

„So würde Ihnen die Gräfin anheimgeben, ganz nach Ihrem Ermessen zu handeln. Sie selbst so wenig wie eine der Personen, die ihr nahe stehen, hat Veranlassung, die von Ihnen angedrohten Schritte zu fürchten."

„Es ist mir sehr interessant, das zu hören, und es erleichtert mein Gewissen in einer für mich höchst erfreulichen Weise. Ich darf doch wohl annehmen, daß Sie sich diese Erklärung der Gräfin Waldendorff auch für Ihre Person zu eigen machen?"

„Daß ich Ihre Absichten nicht fürchte, glaube ich Ihnen schon bei einer früheren Gelegenheit erklärt zu haben, Herr Doktor!"

„Und Sie haben sich aus keinem anderen Grunde hierher bemüht, als um mir das zu sagen?"

„Ich hatte mich, wie Sie gehört haben, eines Auftrages zu entledigen, und ich war bereit, Ihre Mittheilungen entgegen zu nehmen. Da Sie mir solche aber nicht zu machen wünschen, will ich Ihnen nicht länger lästig fallen."

Er war sich vollkommen bewußt, ein gewagtes Spiel zu spielen, indem er diesen hochfahrenden Ton gegen den Polen anschlug, denn mehr noch als bei der Lektüre seines an die Gräfin gerichteten Briefes empfing er jetzt, wo er dem Manne Auge in Auge gegenüberstand, den Eindruck, es mit einem gefährlichen Gegner zu thun zu haben, mit einem Gegner, dessen berechnende Kälte hundertmal mehr zu fürchten war als die leidenschaftlichen Aufwallungen eines von dem Gefühl persönlichen Hasses geleiteten Widersachers. Aber gerade weil er zu der Ueberzeugung gelangt war, daß es Thorheit sein würde, irgend etwas von dem Mitleid oder von einer anderen menschlichen Regung dieses seltsamen, undurchdringlichen Menschen zu erwarten, sah er für den Kampf mit ihm keine andere Möglichkeit als den Versuch, ihm durch die nämliche Ruhe und Kaltblütigkeit zu imponiren, deren er selbst sich als wirksamer Waffen bediente.

Vielleicht durfte Heinz es als einen ersten Erfolg dieser Taktik ansehen, daß Dombrowski, nachdem er ihn einen Schritt gegen die Thür hin hatte machen lassen, sagte: „Sie fallen mir durchaus nicht lästig, Herr Hollfelder! — Wenn ich Sie auch nicht so ohne weiteres als Vertreter der Komtesse Waldendorff betrachten kann so wird dadurch doch eine Unterhaltung über die Angelegenheit, die uns beide in leichem Maße interessirt, keineswegs ausgeschlossen. Es wäre ja möglich, daß Sie selbst inzwischen auf eine Fährte des Mörders gestoßen sind. Ihre geheimnißvolle Reise hatte doch wohl den Zweck, sie zu suchen?"

„Weshalb nennen Sie meine Reise geheimnißvoll? Vielleicht weil ich es nicht für nothwendig hielt, Ihnen meine Absicht vorher mitzutheilen?"

„Nein — nicht deshalb! Ich habe eine vertrauliche Mittheilung von Ihnen ebensowenig erwartet, als es für mich einer solchen bedurfte. Schloß Buchberg liegt ja nicht so weit aus der Welt, daß sich eine Spur, die man gern im Auge behalten möchte, nicht sehr leicht bis dahin verfolgen ließe."

„Ein richtiges Spionirsystem also, das Sie da eingerichtet haben! — Wahrhaftig, Sie haben Ihren Beruf verfehlt, Herr Doktor!"

„Wie können Sie wissen, ob ich mich mit dem, was Sie die Einrichtung eines Spionirsystem zu nennen belieben, nicht mitten in der Ausübung meines Berufes befunden habe?"

„Zu Ihrer Ehre will ich es einstweilen noch bezweifeln. Das Gewerbe eines Spions gilt in den Augen jedes anständigen Menschen für so verächtlich, daß man sich nicht leicht entschließt, einen anderen ohne vollwerthige Beweise dieses Gewerbes zu verdächtigen."

„Unsere Ansichten stimmen da nicht ganz überein, mein werther Herr Hollfelder! — So lange Sie mich nicht davon überzeugen können, daß das menschliche Leben etwas anderes ist, als ein Krieg — und zwar ein höchst erbitterter, grausamer Krieg, in dem es weder einen Friedensschluß, noch auch nur einen Waffenstillstand giebt, so lange werden Sie mir wohl auch zugeben müssen, daß die Kundschafter in diesem Kriege ebenso unentbehrlich sind wie in jedem anderen Feldzug."

„Möglich! — Aber wo man eines von ihnen habhaft wird, hängt man ihn nichtsdestoweniger an den nächsten Baum —"

„Oder schießt ihn ohne weiteres über den Haufen. Gewiß! Aber wodurch unterscheidet sich denn eigentlich ein solcher Spion dann noch von einem Helden? Wird nicht der furchtlose Einsatz des eigenen Lebens allerorten als das charakteristische Merkmal des Heldenthums angesehen und gefeiert? Sollte also der Mann, der neben seinem Leben auch noch seine Ehre aufs Spiel setzt, nicht im Grunde noch um einiges höher geschätzt werden?"

„Das sind Spitzfindigkeiten, Herr Doktor Dombrowski. Sie wissen so gut wie ich, daß es die Niedrigkeit und Erbärmlichkeit der Beweggründe ist, die den Muth des Spions auf dieselbe Stufe stellt mit der Tollkühnheit des von Grenzwächtern verfolgten Schmugglers oder des hinterlistigen Einbrechers, der schließlich auch auf eine Revolverkugel gefaßt sein muß."

Die schmalen Lippen des Polen verzogen sich flüchtig zu sarkastischem Lächeln. „Ah — da sind wir ja, wie ich sehe, von einer Verständigung gar nicht so sehr weit entfernt. Denn darin stimme ich vollkommen mit Ihnen überein, daß für die Beurtheilung eines Menschen nicht seine Handlungen an sich, sondern einzig die Beweggründe seiner Handlungen entscheidend sein dürfen. Unter solchem Gesichtswinkel betrachtet aber könnte doch wohl unter Umständen ein Spion ein ebenso ehrenwerther Mensch sein, wie etwa eine junge Dame, die sich aus Freundschaft oder anderen achtungswürdigen Motiven zur Nachtzeit mit Hilfe von Nachschlüsseln in die Behausung eines fremden Mannes einschleicht, um ihn zu bestehlen. Die allgemeine Verachtung, die bei einer Entdeckung ja in dem einen Fall ebenso unvermeidlich wäre wie in dem anderen, schließt, wie Sie aus diesem willkürlich gewählten Beispiel ersehen, wirklich nicht immer ein unfehlbar richtiges Urtheil in sich ein."

In tiefster Seele erschrocken, nahm Heinz alle Energie zusammen, um wenigstens äußerlich seine Ruhe zu bewahren. „Ist es Fräulein v. Wehringen, auf die Ihr willkürlich gewähltes Beispiel Bezug haben soll, Herr Doktor?"

„Ich habe den Namen der Dame nicht genannt — was Sie vermuthen wollen, steht bei Ihnen."

„Aber das ist eine beispiellose Dreistigkeit. — Woher nehmen Sie das Recht, aus der zufälligen Anwesenheit der Dame in dem nicht nur von Martens, sondern auch von mir und von verschiedenen anderen Parteien bewohnten Hause solche Schlüsse zu ziehen?"

„Wenn Sie ganz sicher sind, Herr Hollfelder, daß Fräulein v. Wehringen in der Nacht, da er vor der Thür seiner Wohnung ermordet gefunden wurde, das Zimmer des Otto Martens nicht betreten hat, so haben Sie keine Veranlassung, sich über mein Beispiel aufzuregen, denn dann ist die Dame, an die ich dabei dachte, eben eine andere als Fräulein v. Wehringen. Dafür aber, daß diese andere in seiner Wohnung gewesen ist, dafür besitze ich einen unanfechtbaren, einen im buchstäblichen Sinne des Wortes mit Händen zu greifenden Beweis."

„Einen Beweis, den die Komtesse Waldendorff Ihnen abkaufen sollte?"

„Abkaufen? — Vielleicht nicht gerade gegen die Art von Münze, an die Sie denken mögen. Aber im letzten Grunde war es allerdings eine Art von Handelsgeschäft, das ich der Gräfin mit aller schuldigen Ehrerbietung vorgeschlagen haben würde, wenn sie mich der Auszeichnung gewürdigt hätte, mich zu empfangen. Da sie es nun aber, wie Sie sagen, ablehnt, mit mir zu verhandeln, und da Sie außerdem ganz sicher sind, daß es nicht Fräulein v. Wehringen war, die in jener Nacht das Zimmer des Otto Martens betrat, so kann uns ja das von mir geplante Tauschgeschäft nicht weiter interessiren."

„Es gefällt Ihnen, mich zu verspotten; aber ich meine, daß es eines ehrenhaften Mannes würdiger wäre, offen und ohne Hinterhalt zu reden."

„Ehrenhaft?" wiederholte Dombrowski, während wieder das kleine, charakteristische Zucken um seine Mundwinkel spielte. „Was können Sie sich von einem Appell an meine Ehrenhaftigkeit versprechen, Herr Hollfelder, nachdem Sie mich als einen geständigen Spion soeben erst den verächtlichsten Auswürflingen der Menschheit zugestellt haben? — Und ich bin ein Spion! Ich bestätige es Ihnen hiermit im vollen Ernst. Ein Spion, wenn nicht im Solde, so doch im Dienst der russischen Regierung. Sie können von dieser Mittheilung unbedenklich jeden Gebrauch machen, den Sie als mit den Interessen Ihrer Freunde vereinbar ansehen."

„Das heißt: diese meine Freunde würden es entgelten müssen, wenn ich mir's einfallen ließe, Sie zu entlarven?"

„Vielleicht! — Das Leben ist ein Krieg, Herr Hollfelder, ein grausamer und erbarmungsloser Krieg, in dem alle Waffen erlaubt sind — auch die vergifteten."

„Aber gegen wen führen Sie denn eigentlich diesen Krieg? Gegen ein paar wehrlose Frauen, die nie in ihrem Leben etwas Feindseliges gegen Sie unternommen haben!"

„Nicht gegen sie. Wenn es diese wehrlosen Frauen wären, die ich als meine Widersacher oder als die Widersacher des von mir verfochtenen Gedankens ansähe, so würde ich weder in jener Nacht zu Ihnen gekommen sein, noch würde ich meinen Brief an die Gräfin Hermine Waldendorff geschrieben haben."

„So bin ich es, den Sie zu treffen beabsichtigen?"

Dombrowski schüttelte den Kopf. „Was habe ich mit Ihnen zu schaffen? Ich mache Ihnen sogar kein Hehl daraus, daß mir meine Sympathien für Sie bei der Verfolgung dieser Angelegenheit schon wiederholt recht lästig und hinderlich gewesen sind, und daß ich mir erst vorhin bei Ihrem Eintritt sehr ernstlich vorgenommen habe, sie energisch abzuschütteln."

„Was Ihnen hoffentlich umso leichter werden wird, nachdem Sie von mir die Versicherung empfangen haben, daß ich diese angeblichen Sympathien in keiner Weise zu erwidern vermag", sagte Hollfelder scharf. „Aber wenn es weder meine Person, noch eine der in Betracht kommenden Damen ist, gegen die sich Ihre feindseligen Absichten richten — wen bekämpfen Sie denn sonst?"

„Nehmen Sie an, daß es die Männer wären, deren Namen die von dem ermordeten Martens zum Kauf ausgebotenen Briefe der Prinzessin Naprarin enthalten."

Wohl war Heinz im Gespräch mit diesem Manne jederzeit auf Außergewöhnliches und Ueberraschendes gefaßt, aber seine letzte, im ruhigsten Tone abgegebene Erklärung wirkte auf ihn doch wie ein Faustschlag, und er mußte Sekunden verstreichen lassen, ehe er sich wieder hinlänglich in der Gewalt hatte, um ihm zu antworten.

„Also nicht die russische Regierung, sondern der Prinz Naprarin ist es, für den Sie arbeiten?"

„Die Wünsche und Absichten des Prinzen kommen für mich nur so weit in Betracht, als sie sich mit meinen eigenen decken. Seine ehelichen Zwistigkeiten interessiren mich nicht im geringsten. Ich liebe diesen Prinzen nicht, und für seine privaten Angelegenheiten würde ich keinen Finger rühren. Sie sehen, man kann unmöglich offenherziger sein, als ich es Ihnen gegenüber bin. Vermuthlich wären wir schon erheblich weiter gekommen, wenn Sie gegen mich die gleiche Praxis der vertrauensvollen Aufrichtigkeit befolgt hätten."

„Sie erwarten wohl kaum, Herr Doktor, daß ich diese Bemerkung ernsthaft nehme. Oder wollen Sie mir gestatten, die Probe auf Ihre sogenannte Offenherzigkeit zu machen, indem ich Sie ersuche, mir mitzutheilen, wie alle diese Dinge zu Ihrer Kenntniß gelangen konnten?"

„Ich habe gar keinen Grund, Ihnen ein Geheimniß daraus zu machen. Aber wenn Sie mich verstehen sollen, muß es mir schon gestattet sein, noch einmal bis auf die ersten Anfänge zurückzugehen. Sie werden wir dann zugeben, daß sich alles auf die natürlichste Weise von der Welt und ohne jede teuflische Schlauheit von meiner Seite entwickelt hat. Es fing, wie Sie wissen, damit an, daß ich in einer gewissen Nacht rein zufällig gerade in dem Augenblick an Ihrem Hause vorüber ging, als Sie einer jungen Dame das Geleit bis auf die Straße hinaus gaben. Meine guten Augen gestatteten mir, das Gesicht der Dame in allen Einzelheiten zu erkennen, und es war mir, als müsse ich dies Gesicht schon früher einmal gesehen haben. Aber es konnte nur eine flüchtige und für mich bedeutungslose Begegnung gewesen sein, da ich mich bei meinem ausgezeichneten Gedächtniß sonst ohne Zweifel sogleich erinnert haben würde, wo und unter welchen Umständen sie stattgefunden. Auch die zufällige Wahrnehmung jener Nacht interessirte mich recht wenig, und sie tauchte erst wieder in meiner Erinnerung auf, als ich in der Zeitung von der Ermordung des mir völlig unbekannten Otto Martens las, und davon, daß Sie es gewesen seien, der ihn um drei Uhr Morgens auf der Haustreppe gefunden. Die Sache gewann, wie gesagt, ein gewisses rein psychologisches Interesse für mich erst mit dem Augenblick, als ich die sehr auffallende Veränderung in Ihrem Benehmen bemerkte. Nicht, daß Sie der Kriminalpolizei die Anwesenheit der jungen Dame verschwiegen hatten, erschien mir verdächtig, sondern was mich stutzig machte, war einzig die sonderbare Verstörtheit Ihres Wesens und die höchst charakteristischen Anzeichen eines schlechten Gewissens. Ich glaube nämlich ein ebenso guter Beobachter zu sein, als Sie ein schlechter Schauspieler sind, mein bester Herr Hollfelder."

„Das alles haben Sie mir schon früher angedeutet oder ausgesprochen, Herr Doktor!"

„Jawohl, ich bin von Anfang an aufrichtig gegen Sie gewesen. Ich habe Ihnen auch schon gesagt, an welchem Zeitpunkt sich das rein akademische Interesse an dem Fall für mich in ein sehr persönliches verwandelte."

„Sie erklärten, das sei geschehen, als Sie die junge Dame in der Gesellschaft der Komtesse Waldendorff wiedersahen."

„So ist es. — Und nun muß ich mich, um auch weiterhin aufrichtig zu sein, wohl entschließen, auch den letzten Rest von Achtung preiszugeben, den Sie mir möglicherweise bisher noch bewahrt haben. Also ich wußte, daß die Komtesse Waldendorff im besonderen Auftrage sehr hochstehender und einflußreicher Persönlichkeiten von russischen Geheimagenten scharf beobachtet werde. Ich wußte es, weil ich selbst so eine Art von Geheimagent der russischen Regierung bin — nicht erst seit heute und gestern, sondern schon seit dem Tage, da ich als junger Student die Berliner Universität bezog."

„Ist das nun wirklich Ihr Ernst? Oder beliebt es Ihnen noch immer, sich über mich lustig zu machen?"

„Nein, es ist mein voller Ernst. Ich sagte Ihnen ja schon, daß ich mir auf eine Fortdauer Ihrer Hochachtung von diesem Augenblick an keine Rechnung mehr mache. — Aber lassen Sie uns bei dem bleiben, was für Sie Interesse hat! — Ich wußte also, daß die Gräfin für meine Regierung ein Gegenstand des Mißtrauens war, aber die Ursache war mir zunächst nicht bekannt.

Um sie zu erfahren, mußte ich mich erst mit den betreffenden Petersburger Kreisen in Verbindung setzen, und da ich mich in diesen Kreisen eines weitgehenden Vertrauens erfreue, erlangte ich nach und nach Kenntniß von Dingen, die allerdings danach angethan waren, den Fall Martens für mich in eine ganz neue Beleuchtung zu rücken. Ich erfuhr, daß die Komtesse Hermine Waldendorff lediglich in ihrer Eigenschaft als Schwester der ihrem Gatten entflohenen Prinzessin Naprarin beobachtet werde, und ich wurde dadurch, daß man den Rechtsanwalt Berger mir gegenüber von seiner Schweigepflicht entband, auch von der Rolle unterrichtet, die der ehrenwerthe Herr Martens gespielt hatte. Bei der freundschaftlichen Natur Ihrer Beziehungen zu den erwähnten Damen kann ich wohl annehmen, daß alle diese Dinge auch Ihnen bereits bekannt sind."

„Sie sind mir bekannt."

„Ich kann mich also kurz fassen. — Man weiß in Petersburg, oder man glaubt zu wissen, daß die Prinzessin Naprarin während der letzten Monate ihres dortigen Aufenthalts höchst bedenkliche Beziehungen zu Leuten unterhalten hat, die mit der Organisation einer allgemeinen revolutionären Volkserhebung beschäftigt sind, und Sie begreifen, daß man ein sehr lebhaftes und sehr berechtigtes Interesse daran hat, sich in den Besitz von Beweismaterial gegen diese Leute zu bringen. Als ein solches Beweismaterial nun betrachtet man die Briefe, die zu schreiben die Prinzessin Naprarin die Unvorsichtigkeit hatte, und die auf irgend eine gesetzliche oder ungesetzliche Weise in die Hände des erwähnten Martens gelangten."

„Auf eine höchst ungesetzliche Weise, wie ich Ihnen versichern kann. Der Schurke hat sie einem auf der Tod verwundeten Kameraden mitsammt seiner Baarschaft gestohlen."

„Er selbst hat dem Rechtsanwalt Berger gegenüber den Erwerb der Papiere auf andere Weise erklärt, aber ich bin überzeugt, daß Ihre Quellen zuverlässiger sind als die Angaben dieses dunklen Ehrenmannes, und ich wäre der letzte, mich zu seinem Vertheidiger zu machen. Genug, daß er die Briefe besaß, und daß er klug genug war, ihren Werth richtig zu taxiren."

„Wer aber bürgte Ihren Hintermännern für die Echtheit der von Martens angebotenen Briefe?" fragte Heinz, einer plötzlichen Eingebung folgend. „Konnte er nicht aus einer harmlosen Korrespondenz, die er in der gestohlenen Brieftasche der Verwundeten vorgefunden, ein paar staatsgefährliche Dokumente fabrizirt haben, mit deren Erwerbung die Käufer gründlich angeführt gewesen wären?"

Dombrowski lächelte. „Sie müssen die Petersburger Herren und ihren hiesigen Bevollmächtigten nicht für gar so einfältig halten, Verehrtester! Für hunderttausend Mark kauft man nicht die Katze im Sack, auch wenn man über ungezählte Millionen verfügt wie Prinz Naprarin. Da sich Martens aus sehr begreiflichen Gründen weigerte, dem Rechtsanwalt Berger die Einsichtnahme in die angebotenen Briefe zu gestatten, so wurde ihm die Bedingung gestellt, eine Abschrift unter Weglassung aller in den Schriftstücken genannten Namen vorzulegen. Diese Kopien sind dem Prinzen übersandt worden, und er hat aus ihrer Prüfung die Ueberzeugung gewonnen, daß die Briefe echt sein müssen. Der charakteristische Stil der Prinzessin war von Anfang bis zu Ende ganz unverkennbar, und es sind überdies in den Briefen eine Menge Dinge erwähnt, von denen niemand außer ihr Kenntniß haben konnte. — Außerdem aber gab es noch etwas anderes, das sehr unzweideutig für den wichtigen und kompromittirenden Inhalt der Papiere sprach.

„Und das wäre?"

„Das waren die hohen Schweigegelder, mit denen sich die Prinzessin durch Vermittlung ihrer Schwester die Verschwiegenheit des Martens zu erkaufen gesucht hatte. Die Damen leben ja in recht guten Verhältnissen, aber ihre flüssigen Mittel sind doch nicht unbegrenzt, und wenn sie bereitwillig so erhebliche Opfer brachten, wie jener unersättliche Herr sie ihnen zumuthete, so müssen sie dafür wohl außerordentlich schwerwiegende Gründe gehabt haben. Für die Unterdrückung von harmlosen Korrespondenzen pflegt man im allgemeinen nicht Tausende zu zahlen, sondern man zieht es vor, den Erpresser der Staatsanwaltschaft zu überliefern — nicht wahr?"

Hollfelder mußte die Antwort schuldig bleiben, und er drängte, um seine Verlegenheit zu maskiren, in ungeduldigem Tone zur Beendigung der Erklärungen. „Aus dem allen also schöpften Sie die Vermuthung, daß die Prinzessin und ihre Schwester an der Ermordung des Martens betheiligt seien, und daß man sich des Fräuleins v. Wehringen als eines Werkzeuges für die Ausführung der That bedient habe?"

(Fortsetzung folgt.)

Unverfroren.

Madame: „Da liegt eine angerauchte Zigarette auf der Fischschüssel."
Köchin: „Ja, gnädige Frau, wenn Sie ein gutes Werk thun wollen, dann stiften Sie doch mal einen Aschbecher für die Küche!"

Die Putzmacherinnen behaupten, daß sie bei der Anfertigung der Topfhüte schweres Geld zugesetzt haben. Geschieht ihnen recht! Ein so schweres Vergehen an dem guten Geschmack verdient tüchtige Strafe.

* * *

Das Leben hätte genug Wegweiser, wenn die Menschen sie zu lesen verstünden.

* * *

Aus dem Giornale d'Italia zitiert die Posener Zeitung in Nr. 361 die Lobpreisung eines Italieners: „Selbst seine unversöhnlichsten Gegner müssen gestehen, daß Wilhelm der Zweite ein Kavalier vom Scheitel bis zur Kohle ist." Das ist die Kohle, die er dann auf das Haupt eben dieser Gegner sammelt.